

Wie sollst du da jemals glücklich werden?

Eine junge Lehrkraft über die Anfänge ihres Berufslebens

Aus erster Hand: Von der Prüfungssituation im Seminar in den Berufsalltag, von der Arbeit in einer 5. Klasse in die Klassleitung einer 9. Hauptschul-Regelklasse, von einer Brennpunktschule in der Stadt in eine Hauptschule auf dem Land – dreimaliges Betreten von Neuland, wo jedes für sich bereits grundlegend neue Anforderungen stellt.

Barbara Stenger, eine Hauptschulkollegin aus Bayern, erlebte in ihrem Beruf alle drei Umwälzungen auf einmal. In einem Gespräch mit AUSWEGE beschreibt sie ihre Erfahrungen.

Barbara, du kommst gerade frisch aus der Prüfung in absolutes Neuland: Von einer sechsten Klassen in die neunte, von der Stadt aufs Land – wie war das für dich, was waren die Highlights, was waren die Tiefschläge?



Der ganze Wechsel war sehr einschneidend für mich. Am Anfang habe ich mich der ganzen Situation auf keiner Ebene gewachsen gefühlt. Es war für mich ein erschreckendes Szenario, mir vorzustellen, eine neunte Klasse zu unterrichten, weil ich bis dahin in den Klassen sieben bis neun nur Sport unterrichtet hatte und das gesamte Referendariat in der fünften und sechsten Jahrgangsstufe war. Ich hatte Angst – komischerweise hauptsächlich vor den fachlichen Anforderungen, gar nicht so sehr vor der Umstellung bezüglich der Jugendlichen. Meine größte Sorge war, dass ich jetzt Schüler auf den Quali vorbereiten muss, dass ich denen eine bestimmte Menge an Stoff beibringen muss, und ich selber mit dem Stoff womöglich gar nicht klar komme.

Die zweite Problem war, dass ich keine Möglichkeit zur Kooperation sah, In meiner letzten Schule war es üblich, dass im Tandem unterrichtet und Klassenstufen übergreifend alles gemeinsam ge-

plant und durchgeführt wurde. Also alle Proben, alle Kurzarbeiten, alle Projektformen, alle Praktika usw. Ich merkte ziemlich schnell, dass das an meiner jetzigen Schule auf Grund der Schülerzahl gar nicht möglich ist, weil es nur eine Regelklasse gibt, so dass ich mich erst einmal ziemlich auf mich alleine gestellt gefühlt habe.

Wie ging es dir denn mit den Neuntklässlern?



Mit den Schülern und den Verhaltensweisen von Neuntklässlern kam ich überraschenderweise sehr gut klar. Das hat mich sehr gestärkt. Als ich merkte, dass ich im zwischenmenschlichen Bereich gar keine Befürchtungen haben musste, dass ich mit jeder Jahrgangsstufe zurechtkomme, war für mich erst einmal so eine innere Blockade gelöst. Ich hatte das Gefühl, das, was ich mit der Klasse mache, das passt, und alles andere muss ich halt Schritt für Schritt irgendwie lernen.

Und wie war die Umstellung vom Stadt- aufs Landleben für dich?



Die war noch prägnanter. Die größte Umstellung war, Schüler mit deutscher Muttersprache zu haben, weil ich das in den zwei Jahren Referendariat gar nicht hatte. Da hatte ich keinen Schüler ohne Migrationshintergrund. In vieler Hinsicht war die neue Situation natürlich eine Erleichterung. Ungewohnt und komisch war aber diese Haltung, mit der ich empfangen wurde – als „Stodterer“. Das war schon so, dass ich mich da am Anfang ein bisschen behaupten musste. Ich hatte das Gefühl, man müsste beweisen, dass man auch sympathisch sein kann, wenn man aus der Stadt kommt!

Was macht denn einen Stodterer in der Erwartung der Schüler aus?



Da spielen zwei Dinge mit rein. Zum einen wirke ich von meinem Äußeren relativ jung, und auch wie mich kleide, passte offensichtlich für die Jugendlichen nicht in das Bild von einem Lehrer. Und dann wurde von ihnen sehr schnell der Rückschluss gezogen, dass in der Stadt alle anders aussehen und viel Wert auf Mode legen. Das musste ich ihnen erst mal klar machen, dass mir das gar nicht wichtig ist.

Zeit	Montag	Dienstag	Mittwoch
7:50-8:35	Mathe	Englisch	Deutsch
8:40-9:25	Deutsch	Bio	Englisch
9:45-10:30	Kunst	Mathe	Mo
10:35-11:20	Sport	Deutsch	Sk
	Sport		-

©Foto: Claudia Hautumm/www.pixelio.de

Zum anderen gab es da auch den alltäglichen Humor in der Klasse, der ganz stark an die fränkische Sprache gekoppelt ist – an einen Sprachgebrauch, der mir am Anfang fremd war. Ich rede zwar auch fränkisch, aber halt anders als hier, und es war oft so, dass es, wenn ich nicht gleich auf Anhieb einen Witz verstanden habe, gleich hieß „na ja, die Stodterer“. Das war zwar nie böseartig,

aber am Anfang doch sehr prägnant von Seiten der Schüler. Von Seiten der Lehrer habe ich das auch gemerkt. Für manche war das offenbar nicht ganz unproblematisch, dass da jetzt eine junge Lehrerin aus der Stadt kommt und noch dazu von einer ganz anderen Art von Schule. Ich hatte das Gefühl, da herrschte bei manchen KollegInnen die Befürchtung, ich könnte mit besonders kritischen Augen an diese Schule kommen.

Auf einmal 28 Stunden in der Woche zu unterrichten...

 Das war enorm. Ich war die ersten Wochen jeden Tag vollständig erschöpft, so dass ich mittags heimgekommen bin und mich postwendend hingelegt und wie ein Stein geschlafen habe. Das Hospitieren und die Seminarbesuche fielen ja weg, es war ein ganz anderer Rhythmus. Ganz schwierig war für mich, dass ich auf Grund der Stundenzahl diese bekannten Muster, die man im Referendariat fährt, nicht mehr umsetzen konnte, so dass ich das Gefühl hatte, mein Unterricht sei fürchterlich schlecht. Weil ich kaum in der Lage war, den Schülern Sozialformen beizubringen und gleichzeitig den Stoff zu schaffen. Außerdem musste ich auf einmal Fächer unterrichten, die ich nie studiert und das letzte Mal als Abiturientin hatte, z.B. Englisch. Es hat ein halbes Jahr gedauert, bis ich begriffen habe, dass der Unterricht nicht zwangsläufig schlechter ist als im Referendariat, sondern halt anders, und das ist legitim.

Das war also ein Kulturschock, ein Praxisschock – ein Schock auf vielen Ebenen!

 Genau so habe ich es auch empfunden! In den ersten Wochen des Schuljahres habe ich echt gedacht „und dafür die Qualen des Referendariats - das soll jetzt der Job sein, den ich immer



©Foto: Barney-O-Fair/www.pixelio.de

machen wollte – nee, ist er nicht.“ Also dieses Gefühl, jetzt habe ich zwei Jahre lang diesen Druck mit Seminar und Prüfung gehabt, habe gelernt und gearbeitet wie eine Verrückte immer auf dieses Ziel hin, endlich meinen Unterricht so machen zu dürfen, wie ich das möchte. Endlich nicht mehr abhängig zu sein von Prüfungskommissionen und dem Wohlwollen eines Seminarleiters, und dann war dieser Zeitraum endlich da, und dann war er furchtbar. Erst mal. Interessanterweise ging das einigen meiner Seminarkollegen genauso.



©Foto: Henry Klingberg/www.pixelio.de

Aber irgendwie hast du es geschafft, nicht in eine komplette Lähmung zu fallen.

 Ich habe einfach versucht, mir genau zu überlegen, woher meine Unzufriedenheit kommt. Ich habe drauf geachtet, an welchen Tagen es mir gut ging, und an welchen Tagen ich frustriert aus der Schule kam. Und dann kam ich ziemlich schnell dahinter, dass ich eigentlich immer an den Tagen gut gelaunt war, an denen ich meine eigene Klasse mehrere Unterrichtsstunden hatte. Wenn ich auch dazugekommen war, mit den Schülern zu reden und zu lachen und mich nicht so gehetzt gefühlt habe von dem Quali-Stress. Da bin ich dann raus und dachte: „Doch, es ist schon schön, mein Job gefällt mir echt gut!“ Schlecht ging es mir an den Tagen, an denen ich gedacht habe, jetzt hast du nur das Nötigste geschafft, und die ganze Organisation kam dazu mit Dingen, die man als Klassenleiter halt machen muss. Da bin ich mit dem Gefühl aus der Schule, du kannst das nicht, du bist falsch in dem Beruf, wie sollst du da jemals glücklich werden.

Die ganzen Belastungen haben dich ja auch körperlich geschlaucht. Was hast Du für Strategien entwickelt, um erstmal zu überleben und irgendwann auch zufrieden zu sein?

 Was mir geholfen hat, war, dass ich im Unterricht versucht habe, mit den Schülern über meine Unzufriedenheit zu sprechen. Ich habe versucht, ihnen zu erklären, warum ich manchmal so oder so drauf bin. Aber nicht in dem Sinn, dass ich Ausflüchte gesucht habe, sondern ich habe ihnen zu verstehen gegeben, dass für mich die Führung einer neunten Klasse eine besondere Situation ist, in der Hoffnung, dass die Schüler dadurch auch mehr Verständnis haben – und das hatten sie. Es kam von ihnen ein unglaublich positives Feedback, und das hat mir sehr geholfen und mich darin bestärkt, dass ich auf dem richtigen Weg war. Und dann habe ich mich um Kontakte im Kollegium bemüht. Dabei hatte ich anfangs große Hemmungen, weil ich das Gefühl hatte, dass der Umgang dort sehr auf den schulischen Alltag beschränkt ist – und da verständlicherweise auf die Problemsituationen, also es war wenig Positives im Kollegium. Mir hat einfach gefehlt, dass man Anteil nimmt aneinander und auch andere Dinge teilt. Mit der Zeit habe ich dann aber besser gelernt, mich auszutauschen. Das hat mir dann auch Mut gemacht, wenn die anderen erzählt haben, wie es so bei ihnen in den ersten Dienstjahren war.

Die Gespräche haben also sehr geholfen....

 Ja, aber ich habe auch versucht, ernsthaft kritisch mit mir selbst zu sein. Also nicht jede Unzufriedenheit gleich auf mich als ganze Lehrperson zu beziehen. Ich habe dann mal aufgeschrieben, welche Sachen ich gut kann und welche ich nicht so gut kann, und war dann selbst erstaunt, dass ich relativ viel auf der Plus-Seite hatte. Außerdem ist mir klar geworden, dass es nicht darauf ankommt, von Anfang an alles richtig zu machen, sondern eher darauf, Reserven zu sparen. Das hat mir auch sehr gut getan. 

Ende des 1. Teils

Das Gespräch führte Auswege-Redakteur Hans Grillenberger

©Foto S. 1: Stephanie Hofschlaeger/www.pixelio.de

AUSWEGE – Perspektiven für den Erziehungsalltag
Online-Magazin für Bildung, Beratung, Erziehung und Unterricht
www.magazin-auswege.de
auswege@gmail.com